schlechtem Zustande, seine Presse schadhaft, seine Typen, die Buchstabenformen, waren alt und zum Theil unbrauchbar. Franklin, als geschickter und fleißiger Arbeiter, brachte das Geschäft auf einen grünen Zweig. Keimer freute sich, daß er den jungen Fremden nicht abgewiesen, wie das der andere Buchdrucker Bradford gethan und zwar zu dessen nachmaligem großen Bedauern. Franklins tüchtige Leistungen und kluges, manierliches Wesen erwarben ihm bald einen hohen Freund und Gönner in der Person des Gouverneurs von Pennsylvanien, W. Keith. Dieser schrieb sogar an Benjamins Vater, er solle dem Sohn soviel vorschießen, als nöthig sei, um in Philadelphia eine dritte Buchdruckerei anzulegen. Mit solchem ehrenvollen Brief wagte es Benjamin, wieder nach Hause zu gehen. Er ward mit allgemeiner Freude empfangen und des heimlichen Fliehens ward nicht mehr gedacht. Doch der Vater hielt den Sohn noch für zu jung zu einem solchen Unternehmen und schützte vor, ihm fehlten die Mittel. Mit diesem Bescheid kehrte Benjamin zum Gouverneur zurück. „Nun gut," entgegnete dieser, „so werde ich Sie etabliren. Schreiben Sie auf, was Sie dazu brauchen, — später können Sie es mir ja zurückerstatten." — Darauf schickte er ihn nach England und versprach ihm Empfehlungs- und Creditbriefe, auf welche hin er die nöthigen Einkäufe machen sollte. Als nun der achtzehnjährige Jüngling in dem ihm wildfremden London ankam, erfand es sich, daß jene Briefe gar nicht abgesendet waren. Bitter getäuscht in seinen Hoffnungen auf Meisterschaft, mußte er wieder Arbeiter werden. Seine Lehrherren, die berühmtesten Buchdrucker Londons, Palmer und Wats, waren mit dem intelligenten jungen Mann sehr zufrieden. Er war rastlos thätig, geschickt und machte nie „blauen Montag". Erst ward er Drucker, dann Schriftsetzer, und da er sehr gewandt im Setzen war, gab man ihm stets die wichtigsten Werke. Mit seinen Kameraden hatte er freilich zuerst einen schweren Stand. Es herrschte damals in London, — vielleicht auch noch jetzt — der Gebrauch, daß jeder neu angekommene Gehilfe den andern eine gewisse Summe Geldes stiftete, die dann zusammen vertrunken ward. Franklin widersetzte sich dieser Sitte und zog sich dadurch die Feindschaft der jungen Leute zu. Sie spielten ihm allerlei Possen, verdarben ihm seine Arbeit und suchten ihn auf alle Weise zu reizen und zu kränken. Da gab Franklin um des Friedens willen nach und zahlte das Geld; sagte aber den jungen Leuten dabei, daß es eine durchaus unrechtmäßige Abgabe und Unsitte sei. Das nahm man ihm nun weiter nicht übel. Allmälig gewann er sich ihrer aller Achtung und Anerkennung. Da er äußerst mäßig und einfach lebte, hatte er immer mehr Geld als sie, deshalb unterstützte er sie oft oder sagte für sie gut. Auch zwei andern Freunden half er aus mitunter großen Verlegenheiten. Das brachte ihn freilich einmal in eine Falle. Er griff fremdes, ihm anvertrautes Geld an. Zu seinem Glück wurde dies ihm zu der Zeit nicht abverlangt, und später erstattete er es mit Zins und Zinseszins wieder. Doch jene Freunde schadeten ihm noch in andrer Weise. Er begann zu zweifeln, und sein, von frommen Eltern in ihn gepflanzter Glaube drohte unterzugehn. Erst nachdem er erfahren, welch traurigen, verderblichen Einfluß der Unglaube, das Abgekehrtsein von Gott, auf unser inneres sittliches wie geistiges Leben ausübt, und nach ernster Prüfung seines Gewissens wie seines Verstandes wandte er sich wieder Gott zu und hielt fest an der Bibel und am Gebet.

Nach achtzehn Monaten der Abwesenheit landete er wieder im Hafen von Philadelphia. Diesmal aber nicht allein, sondern in Gesellschaft eines neuen Freundes. Ein reicher Londoner Kaufmann, Denham, hatte seine Kenntnisse und seine gute Aufführung beobachtet und ihm angeboten, mit ihm ein Handelsgeschäft anzulegen. Er wolle das Geld geben, Franklin solle die Geschäfte besorgen. Gerade als dieser mit einer Schiffsladung Brot und Mehl nach Ostindien

UB Braunschweig http://www.digibib.tu-bs.de/?docid=00022450